

Jonathan Franzen:

WARUM VÖGEL WICHTIG SIND

Wenn man alle Vögel der Welt sehen könnte, würde man die ganze Welt sehen. Gefiederte Wesen finden sich in jedem Winkel jedes Ozeans und in den ödesten Lebensräumen an Land, wo sonst nichts und niemand lebt. Graumöwen ziehen ihre Küken in der chilenischen Atacama-Wüste auf, einer der trockensten Gegenden auf der Erde. Kaiserpinguine brüten ihre Eier im antarktischen Winter aus. Habichte nisten auf dem Berliner Friedhof, wo Marlene Dietrich begraben ist, Spatzen auf Ampeln in Manhattan, Segler in Meereshöhlen, Geier auf Klippen im Himalaja, Buchfinken in Tschernobyl. Nur mikroskopisch kleine Lebensformen sind noch weiter verbreitet als Vögel.

Um in so vielen unterschiedlichen Biotopen zu überleben, haben die rund 10 000 Vogelarten der Welt eine spektakuläre Formenvielfalt ausgebildet. In puncto Größe reicht die Skala vom in Afrika verbreiteten Strauß, der es auf über zweieinhalb Meter bringt, bis zu einer nur auf Kuba beheimateten Kolibriart mit dem treffenden Namen Bienenelfe. Ihre Schnäbel sind mal gewaltig (Pelikane, Tukane), mal winzig klein (Stutzschnäbel), mal so lang wie der Rest des Körpers (Schwertschnabelkolibris). Manche Vögel – der Papstfink in Texas, der Gouldnektarvogel in Südasien, der Regenbogenlori in Australien – sind farbenprächtiger als jede Blume. Andere weisen einen der unzähligen Brauntöne auf, die den Wortschatz der Vogeltaxonomien strapazieren: rotbraun, gelbbraun, rostbraun, kastanienbraun, bernsteinbraun, fuchsbraun.

Das Verhalten von Vögeln ist nicht weniger vielfältig. Ei-

nige sind hochsozial, andere einzelgängerisch. Afrikanische Weibervögel und Flamingos tun sich zu millionenstarken Schwärmen zusammen, Sittiche bauen aus Stöcken ganze Sittichstädte. Wasseramseln gehen allein und unter Wasser in Gebirgsflussbetten, und der Wanderalbatros gleitet dank seiner Flügelspannweite von gut drei Metern manchmal bis zu achthundert Kilometer von seinen Artgenossen fort. Neuseelandfächerschwänze sind freundlich und laufen einem schon mal hinterher. Ein Karakara wird, wenn man ihn zu lange anstarrt, heruntergeschossen kommen und versuchen, einem den Kopf abzureißen. Wegekuckucke schließen sich zu Teams zusammen, um Klapperschlangen zu töten: Einer lenkt die Schlange ab, während der andere sich von hinten an sie heranschleicht. Bienenfresser fressen Bienen. Laubwender wenden Laub. Der Fettschwalm, ein einzigartiger Nachtvogel der amerikanischen Tropen, gleitet über Avocadobäume hinweg und schnappt sich die Früchte im Flug; Schneckenmilane tun das Gleiche, nur mit Schnecken. Dickschnabellummen können bis zu 200 Meter tief tauchen, Wanderfalken stürzen mit 385 Stundenkilometern durch die Luft. Ein Binsenschlüpfer kann sein ganzes Leben an ein- und demselben 2000-Quadratmeter-Teich verbringen, während ein Pappelwaldsänger es schafft, zum Winter nach Peru zu fliegen und danach denselben Baum in New Jersey wiederzufinden, in dem er im Vorjahr genistet hat.

Vögel sind zwar nicht pelzig und anschmiegsam, doch in vielerlei Hinsicht ähneln sie uns mehr als die meisten Säugtiere. Sie bauen sich raffinierte Behausungen und ziehen darin Familien groß. Sie machen lange Winterferien an warmen Orten. Kakadus sind schlaue Denker, sie können Rätsel lösen, die einem Schimpansen zu schaffen machen würden, und

Krähen spielen gern. (Schauen Sie sich das YouTube-Video
60 von einer Krähe in Russland an, die auf einem Plastikdeckel
ein schneebedecktes Dach hinunterrutscht und mit dem De-
ckel im Schnabel wieder hochfliegt, um gleich noch einmal
Schlitten zu fahren.) Und dann ist da der Gesang, mit dem die
Vögel, genau wie wir, die Welt erfüllen. Nachtigallen trällern
65 in den Vororten europäischer Großstädte, Drosseln mitten
in Quito, Augenbrauenhählerlinge in Chengdu. Schwarzkopf-
meisen verfügen über eine komplexe Sprache, mit der sie
nicht nur einander, sondern auch allen übrigen Vögeln in der
Nachbarschaft mitteilen können, ob sie sich vor Raubtieren
70 sicher fühlen oder nicht. Manche Leierschwänze im Osten
Australiens singen eine Melodie, die sich ihre Vorfahren
möglicherweise vor fast hundert Jahren von der Flöte eines
Siedlers abgelauscht haben. Wenn man zu viele Fotos von
einem Leierschwanz schießt, fügt er seinem Repertoire das
75 Kamerageräusch hinzu.

Aber Vögel tun auch das, was wir alle gerne können wür-
den, aber, außer im Traum, nicht können: Sie fliegen. Adler
segeln mühelos mit der Thermik; Kolibris stehen in der Luft;
Wachteln stieben auf, dass einem das Herz stockt. Alle zu-
80 sammengenommen umspannen die Flugwege der Vögel den
Planeten wie 100 Milliarden Fäden, von Baum zu Baum und
Kontinent zu Kontinent. Die Welt ist ihnen zu keiner Zeit
groß vorgekommen. Ein Mauersegler bleibt nach dem Brüten
auf seinem Weg ins subsaharische Afrika und zurück nahezu
85 ein Jahr lang in der Luft, er frisst, mausert sich und schläft im
Flug, ohne ein einziges Mal zwischenzulanden. Junge Alba-
trosse ziehen bis zu zehn Jahre über das offene Meer, bevor sie
das erste Mal an Land zurückkehren, um zu brüten. Forscher
haben eine Pfuhlschnepfe beobachtet, die nonstop von Alaska

90 nach Neuseeland geflogen ist, 11 690 Kilometer in neun Tagen,
und ein Rubinkehlkolibri verbrennt bei der Überquerung des
Golfs von Mexiko womöglich ein Drittel seines geringen Kör-
pergewichts. Der Knutt, ein kleiner Watvogel, fliegt jedes Jahr
zwischen Feuerland und der kanadischen Arktis hin und her;
95 ein langlebiger Vertreter dieser Gattung, B95 genannt (nach
der Markierung an seinem Bein), hat bisher schon mehr Kilo-
meter zurückgelegt, als die Erde vom Mond trennen.

Eine entscheidende Fähigkeit allerdings gibt es, über die
Menschen verfügen, Vögel dagegen nicht: die Beherrschung
100 ihrer Umwelt. Vögel können keine Feuchtgebiete schützen,
keine Fischerei betreiben, ihre Nester nicht klimatisieren.
Sie haben nur die Instinkte und körperlichen Fähigkeiten,
die sie der Evolution verdanken. Diese haben ihnen über ei-
nen sehr langen Zeitraum gute Dienste geleistet, 150 Millio-
105 nen Jahre länger, als es den Menschen gibt. Doch inzwischen
verwandeln die Menschen den Planeten – seine Oberfläche,
sein Klima, seine Ozeane – zu schnell, als dass Vögel sich den
geänderten Bedingungen qua Evolution anpassen könnten.
Mag sein, dass Krähen und Möwen auf unseren Müllhalden
110 gedeihen, Rotflügel- und Kuhstärlinge in unseren Mast-
betrieben, Wanderdrosseln und Bülbüls in unseren Stadt-
parks. Doch die Zukunft der meisten Vogelarten hängt davon
ab, wie sehr wir uns für ihre Erhaltung engagieren. Sind sie
uns dafür genügend wert?



115 Mittlerweile, im späten Anthropozän, ist «Wert» fast aus-
schließlich ökonomisch definiert, im Sinne des Nutzens für
den Menschen. Und natürlich ist die Essbarkeit vieler Wild-

vögel nützlich. Manche fressen ihrerseits lästige Insekten und Nager. Viele andere erfüllen in Ökosystemen, deren fortdauernde Naturbelassenheit einen Wert für den Tourismus oder für die Kohlenstoffbindung hat, wesentliche Aufgaben – sie bestäuben Pflanzen, sie breiten Samen aus, sie dienen Raubtieren als Nahrung. Mitunter hört man auch das Argument, Vogelpopulationen seien wichtige Indikatoren für die ökologische Gesundheit einer Umgebung, wie der sprichwörtliche Kanarienvogel im Bergwerk. Doch brauchen wir wirklich die Abwesenheit von Vögeln, um zu erkennen, ob eine Marsch gravierend verschmutzt, ein Wald abgeholzt und verbrannt, ein Fischereigebiet zerstört ist? Die traurige Tatsache ist die, dass Wildvögel nie einen Beitrag zu einer humanen Wirtschaft leisten werden. Sie wollen nur unsere Blaubeeren fressen.

Für etwas anderes sind Vogelpopulationen allerdings durchaus nützliche Indikatoren: die Gesundheit unserer ethischen Werte. Ein Grund, warum Wildvögel wichtig sind – uns wichtig sein sollten –, ist der, dass sie unsere letzte, beste Verbindung zu einer natürlichen Welt darstellen, die ansonsten im Schwinden begriffen ist. Sie sind die lebhaftesten und am weitesten verbreiteten Vertreter der Erde, wie sie war, bevor der Mensch auf ihr erschienen ist. Sie sind von der gleichen Abstammung wie die größten Landtiere aller Zeiten: Der Hausgimpel, den Sie vor Ihrem Fenster sehen, ist ein winziger, evolutionär wunderbar angepasster, lebender Dinosaurier. Eine Ente auf dem Teich in Ihrer Nachbarschaft sieht im Wesentlichen genauso aus und hört sich auch so an wie eine Ente vor zwanzig Millionen Jahren, im Miozän, als Vögel den Planeten beherrschten. In einer zunehmend künstlichen Welt, in der federlose Drohnen durch die Luft schwirren und auf unseren Telefonen Angry Birds simuliert werden können,

sehen wir vielleicht keinen vernünftigen Grund, die einstigen Herrscher des Naturreichs wertzuschätzen und zu unterstützen. Doch ist die Wirtschaftlichkeitsrechnung unser höchster Maßstab? Nachdem Shakespeares König Lear vom Thron gestiegen ist, bittet er seine beiden älteren Töchter, ihm einen Rest seiner früheren Machtfülle zu lassen. Als die Töchter erwidern, sie sähen nicht, wozu das nötig sein solle, platzt der alte König heraus: «Oh, streite nicht, was nötig sei!»* Vögel dem Vergessen preiszugeben heißt zu missachten, wessen Kinder wir sind.

Wenn jemand sagt: «Es ist schade um die Vögel, aber der Mensch geht vor», stellt er damit implizit eine von zwei möglichen Behauptungen auf. Entweder meint er, der Mensch sei nicht besser als jedes Tier – weshalb unser fundamental egoistisches Ego, von egoistischen Genen motiviert, immer tun werde, was notwendig sei, um unsere Gene zu reproduzieren und unser Vergnügen zu maximieren, zum Teufel mit der nicht-menschlichen Welt. Das ist die Sichtweise zynischer Realisten, die in der Sorge um andere Arten nur eine lästige Form von Sentimentalität sehen. Sie lässt sich nicht widerlegen und steht jedem offen, dem es nichts ausmacht zuzugeben, dass er hoffnungslos egoistisch ist.

Doch «Der Mensch geht vor» kann auch das Gegenteil bedeuten: dass unsere Gattung als einzige würdig sei, über die Ressourcen der Welt zu herrschen, weil wir eben nicht wie andere Lebewesen sind; ja weil wir über ein Bewusstsein und

* Zitiert nach der Übersetzung von Wolf Graf Baudissin, Erstdruck in: Shakspeare's dramatische Werke. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel. Ergänzt und erläutert von Ludwig Tieck, Bd. 8, Berlin (Georg Andreas Reimer) 1832.

175 einen freien Willen und damit auch über die Fähigkeit ver-
fügen, uns unserer Vergangenheit zu erinnern und unsere Zu-
kunft zu gestalten. Diese entgegengesetzte Sichtweise findet
sich sowohl bei gläubigen Menschen als auch bei weltlichen
Humanisten, und auch sie ist weder nachweislich wahr noch
180 nachweislich falsch. Aber sie wirft folgende Frage auf: Falls
wir unvergleichlich viel wertvoller sind als andere Lebewesen,
müsste uns dann die Fähigkeit, richtig von falsch zu unter-
scheiden und willentlich einen kleinen Bruchteil unserer
Bequemlichkeit für ein größeres Gut zu opfern, nicht eine
185 höhere Sensibilität für die Ansprüche der Natur verleihen
statt einer geringeren? Zieht nicht eine einzigartige Fähigkeit
auch eine einzigartige Verantwortung nach sich?



Wenn man in einem Wald in Südostasien steht, hört man
bisweilen, ja fühlt es in der Brust dann auch, ein tiefes, rhyth-
190 misches Rauschen. Was wie ein Wetterphänomen klingt, sind
die Flügelschläge von Doppelhornvögeln, die angefliegen
kommen, um in einem Früchte tragenden Baum zu landen.
Sie haben gewaltige gelbe Schnäbel und mächtige weiße
Schenkel; wie eine Kreuzung zwischen einem Tukan und ei-
195 nem Riesenpanda sehen sie aus. Wenn sie dort in dem Baum
herumturnen und friedlich Früchte fressen, überrascht man
sich selbst womöglich mit einem kleinen Aufschrei der sel-
tensten aller Emotionen: reiner Freude. Sie hat nichts damit
zu tun, was man haben will oder schon besitzt. Sie verdankt
200 sich der schieren Pracht der großen Doppelhornvögel, die
sich nicht im Geringsten für einen interessieren.

Die radikale Andersartigkeit von Vögeln macht einen

wesentlichen Teil ihrer Schönheit und ihres Wertes aus. Sie
sind immer unter uns, doch gehören uns nie. Vögel sind die
205 anderen weltbeherrschenden Lebewesen, die die Evolution
hervorgebracht hat, und ihre Gleichgültigkeit uns gegenüber
sollte uns Demut lehren, erinnert sie uns doch daran, dass wir
nicht das Maß aller Dinge sind. Was wir über die Vergangen-
heit erzählen und uns für die Zukunft ausmalen, sind geistige
210 Konstrukte, ohne die Vögel gut auskommen. Sie leben voll
und ganz in der Gegenwart. Und obwohl unsere Katzen und
Fenster und Pestizide jedes Jahr Milliarden von ihnen töten
und manche Vogelarten, insbesondere auf ozeanischen In-
seln, für immer verloren sind, ist ihre Welt im Moment noch
215 immer sehr lebendig. In jedem Winkel der Erde, in walnuss-
kleinen oder heuhaufengroßen Nestern, picken Küken sich
nach wie vor durch ihre Schale und drängen ans Licht.

(übersetzt von Bettina Abarbanell)